Reichsbanner in Riga

Eindrücke einer Reise / Von Dr. Theodor Haubach

Der Bund hat die Aufgabe: Aufnahme und Pflege von Beziehungen zu deutschen und außerdeutschen Organisationen zur Wahrung gemeinsamer Interessen und Verfolgung gleichartiger Ziele.
§ 2 Absatz g der Bundessatzung.

Ankunft in Lettland.

In Priekule hält der litauische Zug; es ist 11 Uhr nachts, und ein Blick auf den Fahrplan zeigt uns, daß die „Lietuvos Gelezinkeliai", die litauische Staatsbahn, ihr Schuldigkeit getan hat. Raus aus dem Wagen — Zollrevision! Das ist leicht gesagt und schwer getan Die Wagen sind alte russische Ungetüme, richtige Hochhäuser auf Rädern und mit einer Treppe versehen, einer Treppe . . . wer da mit Gepäck herunter will, sollte vorher Abschied von seinen Lieben genommen haben. Aber der litauische Beamte ist nett und hilft uns, wir werden „angeseilt" und heruntergelassen, der Koffer kommt in hohem Schwung hinterher und — weil es die Götter so gefügt haben — steht noch ein zweiter Zug da, den man überklettern muß, um zur Station zu gelangen. Mit Drangsal und Gefahr geht auch das vorüber; das kleine Holzhaus der Station, mit traulichen Petroleumlampen erleuchtet, ist erreicht, die Koffer fliegen auf den Tisch, die Revision kann beginnen. Aber . . . verflucht . . . was ist das? Alle fünf Reisende, die wir sind, starren wir auf die kleine Küchenuhr an der Holzwand, die unerbittlich die Zeit anzeigt: 12.15 Uhr. Zeigten unsre Uhren nicht eben noch 11.15 Uhr? Langsam begreifen wir (einer schneller, einer langsamer), daß wir einen Lebensabschnitt erreicht haben . . . wir sind in die Zone der osteuropäischen Zeit eingetreten. Uhren vorrücken — von Osten kommt das Licht!

So schwierig, aber auch so eindrucksvoll ist übrigens sonst die Einfahrt nach Lettland nicht. Es gibt bequeme direkte Züge „Berlin—Riga" mit Paßkontrolle im Zug und allen Schikanen, aber die soll man nur benutzen, wenn man muß. Wer Reisen liebt und reisen kann (Reisen ist noch immer eine Kunst), benutzt solche Nebenstrecken wie wir, die wir von Memel (Klaipeda, wie die Litauer sagen) über Krottingen nach Priekule an die litauisch-lettische Grenze gelangt sind. Es war eine kurze Fahrt; vier Stunden nur etwa, aber wer da sehen und hören will, kann auch da genug lernen und einen Begriff von der Luft bekommen, die man in einem Lande der Diktatur atmet. Uebrigens in Palinkeliai bei Krottingen sitzt Woldemaras jetzt in Haft — auf Grund des § 2 des Gesetzes über den Kriegszustand — und wir sind an seinem Exil vorbeigefahren.

Einsamer kleiner Bauernbahnhof, auf dem wir jetzt spazierengehen, einen flammenden Sternenhimmel über uns, den Duft der Garben atmend, die wie kleine Türmchen rechts und links auf den Feldern stehen. Irgendwo auf dem Rangiergleis steht eine Maschine und siedet leise, die Oelpumpe tackt und zwischen den dünnen Rauchschwaden glüht rot und schön das Haltesignal. Menschen sind nicht zu sehen, der Zauber der mitternächtigen Stunde beherrscht alles, die Einsamkeit wirkt für Augenblicke erdrückend . . .

Eine Stunde später geht der Zug, der uns über Liepaja (Liebau)—Jelgava (Mitau) nach Riga bringen soll. Er ist völlig leer, wir finden eine bequeme Bank zum Ausstrecken und bald auch einen schönen Schlaf. Wie schläft es sich schön, wenn die Räder rollen . . . Als wir wieder erwachen, strahlt zart und feurig das Morgenrot über den silbernen Nebelbänken, herrlich in der Morgenschöne prangen dunkle Wälder, Seen spiegeln den sanft erglühten Himmel, zwischen Bach und tauigem Busch breiten sich ernteschwere Felder, dunkelgrüne, fette Wiesen mit strotzendem Vieh und — o Schreck für unsre Mädchen — hoch in den Lüften, in dichten Rudeln kreisend, die heiligen Vögel der alten Götter . . . Störche! Störche! Wir sind in Kurland — wir sind in Lettland!

6. Stradnieku Sporta Svetki

das heißt zu deutsch: Sechstes Arbeitersportfest, und die Organisation, die das Fest veranstaltet und bei der wir zu Gaste sind, heißt „Stradnieku Sports und Sargs" — zu deutsch „Arbeitersport- und Schutzbund. Stramme Jungen sind das, die lettischen Kameraden, und mancher Reichsbannermann hat es uns bestätigt: vor der Arbeit und den Leistungen der Letten könnten wir uns alle ruhig eine Scheibe abschneiden. Eindrucksvoll schon ihre Uniform aus festem dunkelblauem Tuch mit hohem Kragen, Führerabzeichen in Gestalt von Sternen auf den farbigen Kragenspiegeln, blaue Schulterklappen mit Organisationsnummern aus Messing, der Rock als Ganzes ähnlich gearbeitet wie der der Schupo mit vier aufgenähten Außentaschen. Die Hose wird gewöhnlich lang getragen und ist von gleicher Farbe und gleichem Stoff wie der Rock. Die Mütze gleicht im Winter der unsern, eine blaue Schirmmütze mit dem Bronzeabzeichen SSS (Stradnieku Sports und Sargs), im Sommer wird eine wunderschöne weiße Marinemütze getragen — zu alledem Schulterriemen und Koppel aus tiefgelbem Leder. Diese Uniform ist nicht nur Schmuck, sondern auch haltbar, sie ist dabei noch nicht einmal so teuer, wie es zuerst scheinen mag, denn die Frauen der befreundeten Organisationen rechnen es sich zur Ehre an, für die Schutzbündler zu arbeiten. (!) Eine Besonderheit noch: jeder Führer hat einen Adjutanten, der durch große weiße Fangschnüre kenntlich ist.

Aber nicht nur die Uniformen, auch die Umgangsformen sind sehr militärisch gehalten. Salutiert wird fortgesetzt, und zwar mit dem alten russischen Militärgruß, mit angewinkeltem Arm und flacher Hand, ohne den Mützenrand zu berühren.

Im übrigen hat der Schutzbund schon bewiesen, daß er auch noch mehr versteht als fesch aufzutreten, er hat die in den Jahren 1923/24 auftretende faschistische Welle völlig gebrochen und zerschlagen und in allerneuster Zeit auch ein paarmal gründlich mit den Kommunisten abrechnen müssen. Da er zugleich die Arbeitersportorganisation des Landes darstellt, ist es interessant zu erfahren, daß er nicht weniger als 30 Prozent aller Sportler Lettlands umfaßt. Er besitzt 102 Ortsgruppen, die in acht Kreise gegliedert sind; in sich selbst teilt er sich in aktive Ordner (2000 an der Zahl) und in Reserveformationen für besonders ernste Fälle. (Nochmals 2000.) All das kann nur verstanden werden, wenn man weiß, daß Lettland nur knapp 2 Millionen Einwohner hat und daß im ganzen Lande nur 2900 Betriebe sind; in der Mehrzahl Kleinbetriebe.

Brivi sveiks!*)

Die Nationaloper ist bis auf den letzten Platz gefüllt, die mächtigen Klänge der Internationale und der Robespierreouvertüre sind verhallt und die Führer des lettischen Bundes heißen uns Gäste mit beredten Worten willkommen. Unter uns: wir verstehen kein Wort, aber man merkt an der herzlichen uns zugewendeten Aufmerksamkeit der Versammlung, daß wir gemeint sind. Zwar sind wir nicht allein, unsre lieben Freunde aus Oesterreich, die Kameraden des republikanischen Schutzbundes unter Führung des Bundessekretärs Löw sind auch da, dazu finnische, estnische, polnische und tschechische Sportler. Außer dem Reichsbanner sind noch Arbeiterjugend und Sportler aus Deutschland da, alle vorwiegend aus Ostpreußen gekommen. Als die Reihe der Begrüßungsreden losgeht, danken wir den Letten in herzlichen Worten für ihre Gastfreundschaft und weisen auf die Gemeinsamkeit des Kampfes gegen den Faschismus, der als internationale Gefahr nur international bekämpft werden kann, hin. In den Pausen sind unsre Reichsbannerjungen von den lettischen Kameraden umdrängt, und keiner ist, der nicht Abzeichen und Kokarde mit ihnen tauschen muß.

Unmöglich, das Ganze der schönen Feier zu erzählen — nur zwei Erwähnungen: als der Vertreter der russischen Sozialdemokratie seine Rede beendet hat, bringt ihm ein russisches Kind einen Arm voll Rosen. In diesem Augenblick ist das große Haus atemlos still — wir alle spüren, was hier vorgeht: ein Heimatloser, ein Vertriebener empfängt einen Gruß von der Heimat, einen Gruß von seinem Volk. Wir sehen uns um: ein paar leere Plätze fallen uns mit einemmal auf, Blumen liegen auf den Stühlen . . ., das sind die Plätze der Litauer, die Diktatur hat ihnen verboten, zu reisen.

Frei Heil!

Die Fahnen knallen im Wind, ein Meer von Fackeln flammt auf, die Tamboure des Reichsbanners schlagen drein und eine jubelnde Menschenmenge umdrängt die strammen Kameraden aus Königsberg. Was tut's, daß Regen droht, die Menge weicht nicht, und in riesigem Zuge geht's Straße auf — Straße ab durch die nächtliche Stadt. Die Knüppelmusik des Reichsbanners ist für die Rigenser etwas Neues, immer wieder sind unsre Kameraden das Ziel stürmischer Ovationen. So geht's hinauf zum Grieseberg, wo Reden gehalten werden, hinunter wieder in die Quartiere, das Volk von Riga hat sich mit den Schützern der deutschen Republik verbrüdert.

Noch großartiger vielleicht ist der Jubel beim großen Festzug am Sonntag, die Straßen sind schwarz von Menschen, ein Blumenregen sondergleichen überschüttet uns, mit Händeklatschen und dröhnenden Zurufen Frei Heil! und Freundschaft! werden wir empfangen, und wir versuchen unsre lettische Kunst und antworten tapfer Brivi sveiks!

Zum Dank haben unsre ostpreußischen Kameraden bei der feierlichen Parade draußen auf dem Sportplatz dem Führer unsrer lettischen Freunde, Bruno Kalnin, einen Strauß Rosen mit schwarzrotgoldenem Band geschenkt, ein Geschenk, das bei allen Letten, wie wir sicher wissen, besonders guten Eindruck gemacht hat.

Das Schönste aber war der Schluß, ein improvisierter Schluß, der nicht im Programm stand, aber darum wohl um so schöner. Die lettischen Kameraden marschierten in Linie auf, Front vor den Tribünen, das Reichsbanner rückte von draußen ein, mit brausendem Jubel empfangen, und wird von Bruno Kalnin mit einer Ansprache bedacht. Das war etwas ganz Besonderes, denn wir waren ja nicht die einzigen Gäste, und alle von uns fühlten, welche Ehre uns angetan wurde. Wir dankten denn auch mit einem donnernden Frei Heil!, was vom Publikum mit minutenlangem Beifall aufgenommen wurde. Als wir dann geschlossen abrückten, umdrängt von der freudig und herzlich gestimmten Menge, tönte plötzlich, wenn auch in mühsamem Deutsch, doch stürmisch aufgenommen der Ruf „Hoch Deutschland!" Es war ein feierlicher Augenblick für uns alle, denn dieser Ruf war mehr als ein Akt internationaler Höflichkeit und Solidarität, es war ein Ruf der Freundschaft und Liebe, der nicht so leicht zu haben ist — denn vergessen wir nicht: zwischen dem deutschen und dem lettischen Volk stehen noch Schatten aus naher Vergangenheit, liegen noch Gräber, die noch nicht zugewachsen sind. Habt Dank, ihr lettischen Arbeiter, für diesen Ruf Hoch Deutschland!, habt ihr uns doch gezeigt, wie mächtig die Kräfte der Freundschaft und Liebe sind, wenn sie einmal geweckt sind. Mit freudigem Herzen erwidern wir Hoch Lettland!

Und der deutsche Gesandte . . .

In einer Zeit, da viele deutsche Republikaner im Ausland häufig merkwürdige Erfahrungen mit deutschen Diplomaten machen müssen, ist es nötig, dem Gesandten der deutschen Republik in Riga, Dr. Stieve, für die herzliche Aufmerksamkeit besonders zu danken, mit der er das Fest unsrer lettischen Freunde im allgemeinen, die deutschen Teilnehmer im besondern bedacht hat. Es ist uns ein Bedürfnis, diesen Dank öffentlich auszusprechen und mit der Feststellung zu verbinden, daß Herr Dr. Stieve bei fast allen Veranstaltungen anwesend war und die Führer der verschiedenen deutschen Delegationen und die Führer der lettischen Arbeiter in sein Haus geladen hat. —

*) Bundesgruß des lettischen Schutzbundes.

Aube / Erinnerungen von Henry von der Weing

(Fortsetzung.)

Heck kam mit dem Kaffee, machte Licht und schraubte an der Lampe. Raus, dachte Aube, wußte alles und bedeckte die Augen. Er lag allein. Als der Bursche hinaus war, zog er sich rasch an. Beim Abtrocknen wanderte er, trat ans Fenster. Draußen begann es zu tagen. Er wollte sich auf nichts besinnen, denn das hieß, einen bis zum Rand gefüllten Krug umstoßen. Diese Landschaft gefiel ihm sehr. Schwach grün, in Nässe ertrunken, lagen die Wiesen, stießen ins Weite an Pappeln hin, trafen wieder und immer neue Pappeln, endeten vor einem Gitter von spitzen, grauen, ach den allerschönsten Pappeln an den Häuservierecken von Attigny. Da war die Welt zu Ende. Mitten aber in den Wiesen vorn lugte eine Abwehrkanone aus der Nässe wie eine kleine schwarze Signalpfeife.

Er gab den Abmarschbefehl und blieb im Zimmer zurück, fertig zum Reiten. Endlich, da es ganz hell war, stieg er langsam die Treppe hinunter. Die Diele war still und leer. Ihm war als müsse er noch alle Türen streicheln. Er tat's, klopfte überall. Seine „dunkle Nachtwolke" durfte aber nicht herauskommen. Nach langem Klopfen erschien die Magd; ihm wurde leichter, weil nur die Magd kam. Sie teilte ihm mit, daß die Herrschaft in der Kirche sei.

Er nickte, schritt an dem durchnäßten Strohsack vorüber zur Straße und bestieg das Pferd. Der Pferdebursche, ein Mann mit rotem Schnurrbart, purzelte auf das seine. So ritten sie im Schritt durchs Dorf, über die vielen Stiefelnagelspuren der MG.-Schützen. Die Luft war still, es hatte aufgehört zu regnen.

Hier lag vor ihnen, schon außerhalb des Dorfes, die Kirche. Sie glich einem Lusthause, war klein, weiß, von Lebensbäumen schwarz und dicht umdrängt. Aube hieß den Begleiter vorantreiten und saß ab. Er zog das Pferd bis vor die offne Tür, ließ die Zügel fahren und trat behutsam ein. Obwohl er wußte, daß er sie, seine Nachtbraut, nicht finden werde, durchstreifte er die wirre Fülle der Gegenstände, die Nischen, und ließ kein Versteck aus. Hätte er daran gedacht, er würde gebetet haben. Doch wollte er's nur bestimmt wissen, daß die Kirche leer sei. Er rüttelte sogar an einer verschlossenen Tür lange und sah durchs Schlüsselloch.

Am Ende aber war er zufrieden und entfernte sich. Das Pferd, sein schwarzer Mohr, stand drüben an der Straße und graste. Aube, noch einmal sah er zum Dorf zurück. Dann sprang er behend in den Sattel und ritt in scharfem Trab südwärts.

*

Noch vor Semide erreichte er die Kompanie, trabte, der Kopf einziehend, an ihr entlang und vorbei, setzte sich an die Spitze und ließ das Pferd in Schritt fallen. Im Vorbeireiten hörte er einige Leute murmeln: „Guten Morgen, Herr Leutnant" — denn er hatte den Gruß vergessen. Hinter ihm dann sangen die Schützen ihr Lieblingslied: Der Jäger schlug die Büchse an ein'n Baum und sprach: das Leben ist doch nur ein Traum... und er, Aube, ritt und war stolz an der Spitze dieser Kraft, die aufschwoll und ihn trug samt Pferderücken und Steigbügel. Sie wollte mich nicht mehr sehen, ade! dachte er. Doch war sie es ja, die ihn trug — noch merkte er's nicht.

Semide im Schnitt seiner kleinen Schlucht, dann St-Etienne, naß, klein und versackt in der Ebene. Dahinter schien das Land in regelmäßigen Wellen fortzuwogen und seine Waldstücke aus den langen Kämmen als schwarzen Gischt zu tragen, der später dann, hinter den Ruinendörfern Somme Py und Ste-Marie à Py wie fortgewischt war, fortgeschossen, ausgerottet; denn in den folgenden vier Wellen lagen die vier Kampflinien, zwei deutsche, zwei französische. Diesseits der zweiten Linie bezogen sie ein Waldlager und sandten die Wagen zurück nach St-Etienne.

Sie mußten MG.-Nester bauen, hineinbohren in den Kreideboden. Die Stellen waren an den Rändern der kleinen Waldstücke durch Pflöcke bezeichnet. Diese Nester würden frischen Granattrichtern gleichen. Gearbeitet wurde unter Maschendraht, der mit Tannenzweigen durchwirkt war. Im Februar dann lag wieder Schnee, kehrte der Frost zurück. Leutnant Aube hatte keinen Strohsack mehr und lag auf Draht. Draußen und drinnen wehte Ostwind. Heck verschlief den Ofendienst. Auf dem Gesicht lag die Kälte wie eine Scheibe Eis. Man erwachte, warf Wäschestücke übers Gesicht, stülpte die Feldmütze auf. Unterm Bette im Gurkentopf fror Urin. Gegen Morgen wurde die Kälte unerträglich. Aube, in Rock, Hose und Mantel, sprang in die Pantoffeln, brannte eine Kerze an und begann zu wandern. Winters Ende — sagte er sich — man setzt sich in Bewegung, morgen ist's vielleicht Frühling. Plötzlich fiel „sie" ihm ein, jetzt, mitten in der Nacht. Er hatte ja den ganzen Tag an sie gedacht, schon viele Tage — nun einmal nachts. Jene Nacht in St-Faubourg war noch nicht vergangen. Sie lag nur zurück und in die Ecke der Herzkammer geschoben.

Dann, im Gehen, mußte er an seine Mutter denken. Er wußte von ihr nicht viel, doch vom Vater wußte er noch weniger, weil die Eltern geschieden waren. Wieder und wieder mußte er an seiner Mutter krauses Haar denken. Die Frau von St-Faubourg hatte glattes Haar.

Als kleiner Knabe lebte er im Walde. Sein Vater trug ein Gewehr aus fast weißem Holz, ein Gewehr wie aus Marzipan. Später wohnten sie in einer Stadt, die Mutter war mit ihm allein. Sie machten zusammen eine Fahrt auf einem Raddampfer, mit Gepolter wühlte er sich in das herziehende Wasser hinein. Eine lange Zeit bekam er Lebertran von ihr, bevor er zu Bett mußte. Dann starb sie. Die Tante aber, bei der er aufwuchs, gab ihm Geld, sooft er wollte — auch sie war gütig.

Alles war nun fern, die Tante gleichfalls gestorben. Sie hatte vor Weinen nicht sterben können. Er, an ihrem Bette, trocknete der alten Frau die Tränen, weinte auch. Sie aber fragte: „Was wirst du tun? Was wirst du tun?" Er, Aube, schon ein Student, wußte es nicht. Alle starben sie zu früh und hatten das Leben noch nicht zu Ende erprobt. Bei Riga, verwundet, wollte er selber sterben; doch wanderte er am Tode vorbei und wurde ein Offizier.

Er wanderte. Die Nacht, der kalte Koloß, stand still.

Das Geheimnis der Frauen ist unergründlich! Er wußte es jetzt. Hier betritt er ein Haus und erzählt Geschichten, dort kommt sie in sein Bett und nimmt ihn auf. Das scheint sehr einfach getan, doch ist's ein irdisches Geheimnis. Das war keine verlorene Nacht. Sie streichelte ihn im Schlafe mit Worten, die er nicht verstand, mit einer starken Wärme und mit großen Armen.

So gingen seine Gedanken, als er sich Wärme erstampfte. Heck nebenan wachte auf, rief (wohl selber kalt): „Soll ich Feuer anlegen?"

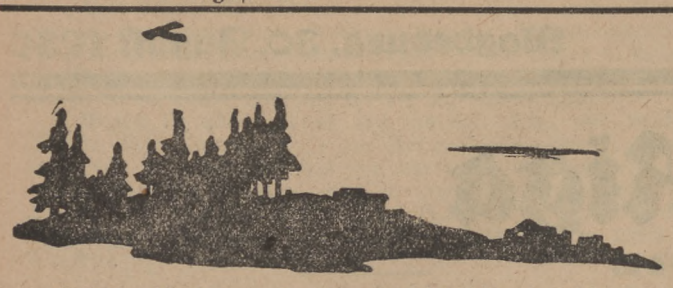
Aube aber konnte Jean Hecks Geruch nicht ertragen. „Ich rauche jetzt", gab er zurück, worauf drüben der Draht zirpte. Der Leutnant stampfte schwächer, blieb vor dem Kerzenflämmchen stehen und blies Hauch und Rauch drauflos. Ihm war heiter zumute, er war in vollem Glück — hatte einmal bei einem jungen Weibe geschlafen. Als er sich die Pfeifenasche in die Hand klopfte, sagte er sich: Sie hat mich verführt, wie gut von ihr!

Dann legte er sich wieder auf den Draht, umwickelte sich eine Viertelstunde lang mit allem, was er an Wäsche und Decken besaß, lag und seufzte. Endlich sagte er: „Heck, mach Feuer!"

Der kleine Barackenofen spie Wärme. Es war 8½ Uhr. So schlief man.

*

Dann wich der Winter. In den fahlen Graswäldern der Drahtverhaue erwachte eines Abends ein Gezirp: der Feldbahn lockte. Heck trug des Leutnants Decken vor die Hütte, hängte sie zwischen stabdünnen Bäumen auf, trat vor und brachte sein Gesicht dicht vor die Hängenden, als schaue er durch die Gläser eines Panoramas. Flöhe haben kleine Glanzlichter, und so fand er sie, griff zu.



Es schien die Sonne. Den Tannenholzwänden der Hütte entquollen Harztropfen . . . knisternde Perle eines scheinbaren Fürstentums . . . sagte Aube einen Spruch, brachte sein Gesicht nahe, sah das helle Gold leer. Oft quälten ihn trübe Gedanken, denn schon begann er zu vergessen, begann sein treues Gedenken zu erlahmen. So machte er seine kopflosen Sprüche, wie: Der Strohsack hat vier Ecken, eine Schlafkammer hat drei Ecken, das Glück hat zwei Ecken — die eine heißt Glück, die andre Unglück.

Gegen Abend fort auf den Anstand. Hier in der Waldbucht lärmten Soldaten. Heck sagte:

„Es sind Elsaß-Lothringer. Sie wurden aus der Front gezogen." — „Schon gut." — „Man sagt, sie laufen über, wenn's losgeht."

Die Märzoffensive stand bevor, hölzerne Scheintanks befuhren die Eisenbahnstrecken. Aube fragte: „Würdest du auch überlaufen?" (Denn Heck war aus Metz.) — „Ich halt' zu Hindenburg und laß es so laufen."

Heck ließ alles so laufen, so das Essen über seine Uniform. Seine Hände wurden nicht erreicht, denn die Uniform war zu groß für den Kleinen, und die Aermel endigten erst unter den Fingern.

Sie strichen durch die Mulde. Heck trug die Flinte. Hier ging sich's einsam, das Gras war mit Fäden dicht übersponnen. Dann, schon im Tannenwald, erkletterten sie einen Beobachtungsstand und setzten sich auf der Plattform zwischen den Zweigen fest. Einige hundert Meter vorwärts feuerte ein Geschütz in harten Schlägen und verstummte, der Beobachter im Flugzeug schrob sich nach Haus. Es wurde rasch mondhell. Heck schnaufte beim Atmen voll Genuß. Er flüsterte: „Das haben wir fein gedeichselt."

„S—t", machte Aube. Er blickte nieder auf die weißen Kreidehaufen, welche die Artilleristen in den Wald gekarrt hatten, hoffte ein Kaninchen flitzen zu sehen. Heck aber schnaufte beim Atmen so arg. Es widerte ihn an, Aube, es war ihm ein Beweis, daß ein Soldat in der Nähe sei. Also war man ihm nahe, und mit diesem Soldaten alle andern auch. Sogar der Rittmeister erschien vor seinem Auge, die Mütze schiefgesetzt. So war die Verbindung, die er hier auf dem Beobachtungsstand unterbrochen glaubte, hergestellt — Heck schnaufte, als wolle er Mücken wegblasen.

Dann sah Aube drunten einen Schatten über den hellen Boden wandern. Er gab einen Schuß ab und erlöste Heck. Sie hatten ein Kaninchen getroffen, gingen heim, Heck trug es. Im Monde noch sang hier, dort ein Feldhuhn. In der Holzbude war's warm. Heck trat ein und sagte: „Es hatte ein Junges im Bauch."

„Schon gut! Tu es weg", ekelte sich Aube — „Grab's ein!" rief er ihm nach.

Er aß Brot, dachte: Ich will sie heiraten! Dann: Wer hat uns lieb, wenn nicht diese Frauen, die einfach da sind und liebhaben. Ich will in ihrem Bauche verschwinden und wiederkommen am jüngsten Tag.

*

Am nächsten Tage, als er mit dem Rade dienstlich in Cauroy war, fuhr er nach St-Faubourg. Die Luft war hell und windig, von den Dörfern schienen die Schieferflächen der kleinen Türme ins Land. Hinter Cauroy flog er vor dem Winde, ohne die Pedale zu rühren, mitten in der flutenden Luft. Er war erregt, ließ jedoch alle Gedanken abgeschnitten fortwehen. Lange Wolken flogen schnell, trieben in jener Weltecke zusammen und fort. St-Faubourg, umbuscht, tauchte auf. Aube verlor allen Mut, doch der Wind schob ihn hinein. Unschwer fand er das Haus und sprang vom Rade. Es wunderte ihn, daß es gelb war, gelb und breit wie ein Briefumschlag und mit niedrigem Dach. Sein Herz aber schlug jenem Gesicht zu, das herausseh'n möchte. Sogleich geschieht etwas, dachte er. Doch wußte er nicht, was geschehen würde. Das Haus war sehr hell vor seinen Augen, er aber wünschte sich Nacht und Regen. Ein Leutnant darf bei Tage keine Schwelle küssen.

Er warf das Rad an den Zaun und eilte zur Tür. Noch schellte er nicht, es wollte ihm nicht gelingen. Dies ist nicht das Haus, sagte ihm eine unsinnige Stimme. Er antwortete dieser Stimme erbost: Ich kann ja gar nicht mehr zurückgehen bei hellem Tage! Und er schellte. Nach einiger Zeit öffnete die Magd, drei tiefe Zahnrunzeln über dem Munde. Die Herrschaften? Sie seien über die Schweiz nach Frankreich gereist, schon vor zwei Wochen. Der Mund verstummte und wartete ergeben, was dieser Deutsche tun würde. Da trat er ein, griff an alle Türen, sie waren verschlossen; er rannte zurück, berührte die Klinken ein zweites Mal und sah, daß die Schlüssel abgezogen waren. Dann stand er still; die Magd sah ihm zu, klein und geduckt.

„Lüge!" schrie plötzlich Aube, worauf die Magd hurtig in die Küche glitt, die Hände erhoben.

Er rannte die Treppe empor, riß die Tür auf zum dreieckigen Zimmer. Am Tisch hier saß ein grauhaariger Unteroffizier. Er drehte sich her, sein strenger Blick wurde dienstfertig, als er einen Leutnant erkannte, er legte den Federhalter fort und nahm Haltung an.

Scherenschnitte von Georg Hempel

Aube stellte seine wilde Frage.

Der Unteroffizier wies mit dem gekrümmten Zeigefinger zum Fenster hinaus: „Schweiz — Orleans, wie man im Orte hört — "

Gut, winkte Aube ab, lächelte und bemerkte: „Sie haben ein schönes Bett."

Der Unteroffizier lächelte nun auch, wie ein Meerschwein, ein wenig furchtsam. Aube schloß die Tür. Unten fand er den Flur leer, die Haustür ein wenig offen. Noch dachte er nicht daran, das Haus zu verlassen. Man spielte Versteck mit ihm, nun schon gar bis Orleans. Er aber war nun arm; er legte eine Handfläche gegen die Flurwand dieses Hauses — war nun arm. Plötzlich blies der Wind die Tür weit auf, so daß er drüben sein Fahrrad stehen sah. Ihm war zum Umsinken traurig. Wozu dies gut ist? dachte er — wozu wohl?

Dann trat die Magd aus der Küche, ein Messer in der Hand, wollte sich wohl Löwenzahnsalat sammeln. Aube rief: „Schneiden Sie niemand damit!"

Sie schrak zusammen, verbarg das Messer, wählte die Hintertür. Nun blies der Wind strömend durchs Haus — Aube ließ sich ergreifen, kam durch den Vorgarten und hob sein Fahrrad, durch dessen Speichen fauliges Laub wehte.

*

Er fuhr zurück, kämpfte gegen den Wind, seine seidene Mütze raschelte ihm am Ohr. Er weinte nicht, kam zurück wie von einem Todesfall und Begräbnis, sparte sich dies und jenes an bohrenden Gedanken für später auf. Manchmal wollte sein Rad stehenbleiben, dann wieder überwand er den Sturm. Wie aber heißt sie? dachte er voll Wut — denn auf einen Grabstein setzt man einen Namen. Der Ortskommandant würde ihn gewußt haben. Dann: Wie klug von mir, daß ich so dumm war, nicht daran zu denken!

Drüben im Gerüst eines Waldes saß ein Fesselballon, bleich wie ein über Herbst und Winter angeschwollener Giftpilz. Kurz vor Cauroy mußte Aube abspringen und das Rad schieben. Er war nicht müde, hätte nur gern sein Gehirn beruhigt. Plötzlich hier an der Kirche, als er eben entschlossen war, in eine Kantine zu treten und Schnaps zu verlangen, fiel ihm ein, daß er sich jetzt — versetzen lassen müsse; und sogleich wußte er auch, wohin er sich versetzen lassen werde, nämlich zur Flamga in Loison.

Damals um Neujahr, als das Bataillon noch vor Verdun lag und in Loison im Ruhequartier, hatte er den Kommandeur der dort bodenständigen Flamga, einen Major und einen guten Mann, kennengelernt. Eines Tages auf der Jagd sagte dieser Major zu ihm (die Hände im elektrisch geheizten Muff): „Wissen Sie, was im Leben das Notwendigste, ja das einzig Wichtige ist? Sie sind noch jung und werden es mir nicht glauben: Wenn man vergessen kann. Ich nämlich, sagte der Major weiter, kann es ausgezeichnet, habe es darin bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht. So weiß ich in diesem Augenblick nicht, in welcher Stadt meine Frau wohnt, obwohl ich glücklich mit ihr lebe. Natürlich fällt es mir wieder ein, wenn ich mich lange genug besonnen habe." Aube hatte ihm geantwortet: „So sind Sie schon beinahe tot!" — Darauf der Major: „Tot im Leben, ja. So nämlich habe ich es immer gewollt, und so ist's nun auch geworden. Ich war einmal verschüttet, und die Aerzte führen meine Vergeßlichkeit darauf zurück. Es ist aber Uebung." —

An ihn dachte Aube knapp vor der Kantinentür. Da sich drinnen niemand zeigte, sprang er wieder auf und fuhr weiter, mutig und voll Kraft. Das wäre eine Kur, dachte er, das wäre in der Tat eine gewagte Kur, „sie" vergessen zu wollen. Es wird nicht gehen, denn ich habe ja auch meine Mutter nicht vergessen, bin zwar allein, habe aber den Kopf so voll wie nur möglich. Lebt wohl, Bilder! ihr entzückenden Schmerzensbilder — da seid ihr! da seid ihr! . . . Lebt wohl — wieder da! . . . Den Kopf so voll von euch wie nur möglich, den durchsichtigen Kopf, den der Mund und der Blick verraten. So muß ich mich dennoch versetzen lassen, und zwar, weil diese Menschen hier alles bald wissen werden; und drüben in Loison? Auch dort sind mir die Offiziere bereits ein wenig bekannt; unbekannt bin ich nirgends so ganz und nehme es in Kauf.

Hier aber, kurz vor St-Etienne, flog rechts hinüber die Rauchfahne eines Flintenschusses aus rotem Gestrüpp. Ein Schuß klang nicht, doch kam sodann der große Kompanieführer der MGK., Leutnant Schröder, zur Straße herunter und winkte. Aube stieg ab, sie begrüßten sich.

„Für Hasen ist Schonzeit", rief Aube.

„Schonzeit gibt es nicht", entgegnete Schröder, „übrigens habe ich gefehlt. — Fragen Sie nicht nach Brüssel?"

Sie gingen zusammen zum Dorf hinunter.

„Was ist Brüssel?"

„Ich war dort. Es ist natürlich nichts für Sie, was man da erlebt. Halb ist's schrecklich, halb aber auch — bezaubernd schön. Belgierinnen und Französinnen sind nicht dasselbe."

Aube errötete. Um es zu erklären, sagte er: „Warum übrigens sollte es nichts für mich sein? Ich bin nicht unschuldig."

Schröder schlug mit der flachen Hand auf den Flintenkolben, blieb stehen und rief: „Wie verändert Sie sind! Ich werde Ihnen mal gleich den Puls fühlen."

„Ich bin nicht verändert", kopfschüttelte Aube. „Niemand wohl ändert sich, das ist eben schlimm. Daher pfeift eben der Wind! Sagen Sie: Sind alle Frauen gleich?"

Schröder hob die Glacéhand und rief: „Sie kleiner Mann! Alle Frauen sind verschieden! Schon die wenigen, oder, ja die vielen, welche ich kenne, sind eine breite Skala. Sie werden nicht zwei finden, die gleiches Haar haben." So etwas zu denken! Nein! „Vielfältig ist die Natur . . ." Er sang in den Wind, hatte seinen Fehlschuß verschmerzt.

„Und erinnern Sie sich noch an alle, die Sie früher kannten?"

„An jede einzelne. Die gleichen Haare fand ich bei keiner zweiten. Ihrer Wißbegierde noch folgendes Beispiel: In Mühlhausen — "

„Wann war das?"

„1915. In Mühlhausen hatte ich eine Rothaarige auf der Straße getroffen. Ein Frühlingsabend — "

„Was für Augen?"

„Augen? — Warten Sie, kecker Mann! — Blaue, blaue! Sie nahm mich mit." —

„War eine elektrische Klingel an der Tür?"

„Wieso?" fragte nun Schröder verblüfft.

„Sie mußten sich doch irgendwie bemerkbar machen, Sie und das Mädchen!"

„Schon gut. Vielleicht war's so, vielleicht auch klopfte sie. Dann, als wir allein waren — ach, ich schweige lieber vor solchen Ohren."

Aube grübelte: „Sie vergaßen wenigstens die Art, wie man sich am Hause bemerkbar machen mußte — nicht gar viel, jedoch etwas."

Schröder sagte besorgt: „Man wird Sie im Auge behalten müssen. Sie sind blaß. Wie wär's mit 14 Tagen Erholungsheim?" . . .

Aube lächelte verbindlich, sie traten in den Schmutz der Dorfstraße.

„Dort nämlich gibt es Kühe, die man selber melken kann, wenn man die Mägde einmal ablöst . . ."

Aube, schon ganz im Schneckenhause, wollte wieder auf's Rad.

(Schluß folgt.)

Danzig, eine sterbende Stadt!

Zu dem Aufsatz in Nr. 31 vom 2. August 1930

Kamerad Großmann hat die Ueberschrift seines Aufsatzes mit einem Fragezeichen geschlossen, ich setze bewußt ein anderes Schlußzeichen. Es bedarf keines Fragezeichens mehr, Danzig ist eine sterbende Stadt, wenn die Gewalten, die über ihr Schicksal in erster Linie zu bestimmen haben, nicht dafür Sorge tragen helfen, ihre staatspolitische, vor allem ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Wir weilten als Gäste einige Tage dort, um mit blutendem Herzen feststellen zu müssen, daß sich das nordische Venedig unter dem jetzigen Regime auf die Dauer als Staatswesen mit Eigenleben in seiner ihm aufgezwungenen Isolierung gar nicht halten kann. Die Anzeichen dafür drängten sich bei jedem Schritt und jedem Blick auf. Alles, was Großmann an Beweisen dafür anführt, kann man als Fremder nur bestätigen, ob man dabei an die eignen Hafenverhältnisse oder an die des polnischen Gdingen denkt, an die Abschnürung vom Eisenbahnverkehr, an die merkwürdigen Mischverhältnisse in den Hafen- oder andern Betrieben, an das unglückselige Zollsystem oder an das Geschäftsleben in der Stadt selbst. Wo in aller Welt wird es noch ein Gemeinwesen von einst so stolzer Größe geben, in dem am Sonnabendabend die Geschäfte um 6 Uhr, und, wie uns gesagt wurde, an andern Wochentagen oft sogar um 5 Uhr geschlossen werden. Für einige Lebensmittel bestehen noch erträgliche Preise, für alles übrige zum dringendsten Lebensunterhalt Erforderliche dagegen ganz unerhört hohe Sätze, dank einem unsinnigen Zollsystem. Man glaubte, den dumpfen Druck, der heute auf diesem verkümmerten Staatswesen liegt, fast körperlich zu spüren. Eng mit diesen Zuständen zusammenhängen die „Korridorverhältnisse". Mag das alles für Polen mehr eine Prestigefrage als eine solche der Wirtschaftlichkeit sein, jeder leidlich verständige Mitteleuropäer, der diese Dinge unvoreingenommen prüft, der muß zu der Ueberzeugung kommen, daß Danzig und der Korridor zwei Ungereimtheiten, wirtschaftliche Ungeheuerlichkeiten sind, die auf die Dauer niemals Bestand haben können. Wie kann und muß da Wandel geschaffen werden? Von deutscher Seite jedenfalls nicht durch Gewalt, das sei vorweg betont, aber ebensowenig wird es uns zugemutet werden können, den Untergang einer der schönsten deutschen Städte, die Abschnürung einer ganzen Provinz vom Reichskörper, teilnahmlos und untätig mit anzusehen. Im Wege der Verhandlung und Verständigung, wenn nicht anders, unter Opfern, muß an diese Frage herangegangen werden, die schon jetzt keine rein deutsch-polnische, sondern eine europäische geworden ist. Diese Auffassung gewinnt jetzt glücklicherweise auch bei den intimsten Freunden der Polen, den Franzosen, an Boden. Der französische politische Schriftsteller d'Ormesson veröffentlichte vor kurzem in der „Revue de Paris" einen sehr beachtenswerten Artikel über das Problem „Danzig und Korridor", der den deutschen Bestrebungen gerecht zu werden sucht. Wenn auch die Vorschläge d'Ormessons für deutsche Auffassung zunächst keine Lösung bedeuten können, so dürften sie doch eine Grundlage für die endliche Aufnahme von Verhandlungen darstellen. Er betont in seinen Ausführungen ganz besonders, daß nicht alle Schuld auf deutscher Seite läge, auch Polen hätte außerordentlich schwere wirtschaftliche Fehler und nicht minder schwere psychologische Irrtümer begangen, um am Schlusse den Polen warnend zuzurufen, „der Einwand z. B., daß die Zerstörung der Münsterwalder Weichselbrücke aus strategischen Gründen erfolgt sei, sei durchaus nicht stichhaltig, denn im Falle eines kriegerischen Konflikts würde der polnische Korridor noch nicht eine Stunde lang existieren. Polen müsse unbedingt damit rechnen, daß es sofort von Danzig, Gdingen und dem Meere abgeschnitten würde". (Ebenso hat im „Matin" der bekannte bürgerliche Journalist J. Sauerwein die Notwendigkeit einer friedlichen Aenderung an der deutsch-polnischen Grenze erörtert. Sauerwein ist ein besondrer Vertrauensmann Briands. Die Schriftltg.)

Wir aber, die überzeugten deutschen Republikaner, die den Krieg verabscheuen, auch außerhalb unsrer Staatsgrenzen, wir dürfen wohl, nicht zuletzt im polnischen Interesse, mit dem Finger auf anderes hinweisen: Schweren Herzens haben wir uns mit dem dauernden Verlust Elsaß-Lothringens abfinden müssen, besonders schwer und herbe für jene, die, wie der Verfasser dieses, 30 seiner besten Jahre dort verlebt, in diesem Lande seine Heimat hatte und sie am Kriegsende aufgeben mußte. Um ein Land, das wie das Elsaß jahrhundertelang der Zankapfel zwischen zwei großen Nationen war, um einen Volksstamm, der nicht mehr deutsch, aber auch nicht französisch sein will, der zu staatlicher Selbständigkeit drängt, darum dürfen die Waffen nie wieder erhoben werden. Aber das heutige Danzig mit dem Korridor, das sind für den nüchternsten Deutschen Unmöglichkeiten. Jedem Unbefangenen, auch den Polen selbst, wird klar sein, daß das polnische Volk seinen großen Daseinskampf erst noch zu führen haben wird, nicht gegen Westen, sondern gegen den Osten. Ob unter weißen oder roten Zaren, noch immer hat man in Rußland bei besonders schlimmen innerpolitischen Schwierigkeiten den Ausweg im Streit nach außen gesucht. Und Polen ist sein nächster Nachbar, der betroffen würde, wenn der Sowjetstaat seine sicher nicht nur zu Paradezwecken organisierte rote Armee gegen „den verseuchten Westen" in Marsch setzte. Man braucht dabei nicht einmal an die innerpolitischen Schwierigkeiten des polnischen Staates mit seinen unsichern 5 Millionen Ukrainern und weiteren 2 Millionen Weißrussen zu denken.

Und hier stellen wir die Frage, ist es für Polen so ganz gleichgültig, ob bei etwaigen künftigen Verwicklungen nach Osten in seinem Rücken ein großes Volk lebt, daß durch das Danziger und Korridor-Problem in seinem Empfinden schwer verletzt und wirtschaftlich noch schwerer geschädigt ist, durch chauvinistische Gruppen verhetzt und zu Unbesonnenheiten fortgerissen, zum mindesten ein unsicherer Nachbar ist, oder ob dieses selbe große Volk, das nach einer sicher möglichen, wenn auch wahrscheinlich beide Teile nicht ganz befriedigenden Lösung jener Probleme mit dem polnischen Nachbarvolk in bestem Frieden zu leben gewillt ist? Dabei dürfte noch in Rechnung zu stellen sein, daß ein solch vollauf friedliches Verhältnis zwischen Polen und Deutschen allein schon genügen dürfte, auf den östlichen Nachbar Polens beruhigend zu wirken.

Deshalb, heran an den Verhandlungstisch zur friedlich-schiedlichen Vereinigung der Danziger und Korridor-Frage, je eher desto besser. Es liegt ebensowohl im polnischen wie im deutschen Interesse, daß die Frage nicht mehr gestellt werden kann: „Danzig, eine sterbende Stadt?", sondern als für beide Teile notwendig und erfreulich die Feststellung: Danzig, die alte, die feine, eine neuaufblühende Stadt! Wilhelm Trautewein.

Vergessen Sie nicht

Pietro Nennis erschütterndes Buch über den Faschismus

Todeskampf der Freiheit

zu lesen!

Reichsbanner-Buchversand
Magdeburg, Große Münzstraße 3